

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1915. * Nr. 41

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In Furtmühlbach war eine reiche Ernte eingeführt, und die Bauern machten sich langsam an die Herbstgeschäfte. Aber die Tannenspitzen vom Heimbodelwald herab strich ein scharfer Oktoberwind. Er peitschte im Brennermühlhof eine helle Staubsäule auf und wirbelte tiefem Moll durch das ganze Dorf, bis sie sich an der Scheune brach und heulend zusammenfiel. Im Flug drüben im Bauernhaus krachend die Haustür ins Innere und die Lisbeth setzte sich in die Stube auf das Kanapee.

„Maidle, i glaub', du hast g'fiennt“, begann nun der Andrefel und setzte sich in den schweren Ledersessel am Ofen, der noch vom Urgroßvater Hagmayer stammte. Hier war immer sein Plätzchen, wenn er sich mal im Nachbarhause zum Abenddisput eingefunden hatte.

„G'fiennt?“ entgegnete die Lisbeth, „warum net gar! Den Straßensaub hat mir's ins G'sicht g'weht. Und jetzt heißt's halt'n weng.“

„Ach, so ist's? Und i hab' schon g'meint, 's ging wieder einem Mannsbild nach!“

Die Lisbeth warf die Lippen auf:

„O jeh! Geht mir weg mit den Mannsbildern! I kann sie alle mitnander net leiden!“

„Alle?“

„Euch und den Vater freile nehm' ich aus. Aber die anderen sind mir alle zu daffet!“

„Alle?“ wiederholte der Andrefel nun lauernd.

„Höchstens einer. Aber den mag i net, der ist mir zu fed! — und dann überhaupt, ob er, nach dem, was ich ihm hab'...“

Da sah sie in das verschmitzte Gesicht des Alten und unterbrach sich in tomischem Zorn: „Überhaupt, was geht das Euch an?“

„Weißt, Lisbeth, i möcht halt noch tanzen auf deiner Hochzeit. Das hat nimmer lang Weil!“ kam es herzlich vom Ofen zurück.

In diesem Augenblick ertönten Stimmen. Der Hagmayerbauer trat ins Haus, gefolgt von einem fremden Herrn in grüner Weidmannsuniform. „Nur reinspaziert, Herr Schlumberger!“

Unter der Stubentüre rief er aufgeräumt: „Da bring ich unsern neuen Herrn Forstwärter, guck ihn mal genau an, Lisbeth!“



Deutsche Pioniere bei der Instandsetzung der von den Russen gesprengten Weichselbrücken in Warschau. (Mit Text.)

Phot. H. Scunede.

zum Durchforst reis zu bezeichnen. Dann hatte der überhaupt allerhand Waldspekulationen im Kopf, seit Erfahrung gebracht hatte, daß das neue Eisenbahnstark mit dem Furtmühlbacher Wald beschäftigte. Er war nur ein guter Bauer, der Vieh und Ackerfeld gut im, er war auch ein schlauer Kopf und guter Geschäftsso es zu verdienen galt, war der Hagmayer dabei.

Dabei fixierte er schmunzelnd sein „Hagmaile“.

Die Lisbeth aber stand bleich, starrte den unerwarteten Gast an und konnte kein Wort hervorbringen. So sehr war sie erschrocken. Der neue Herr Forstwärter hatte einen schwarzen Schnurrbart und war Unteroffizier der Reserve im roten Ulanenregiment Nummer neunzehn.

„Was steht und sperrst's Maul auf,“ herrschte sie der Vater an, „kennst unsern Ulanen nimmer?! Und jetzt holst'n Most raus und was G'räuchtes auf'n Tisch, der Herr Schlumberger hat Hunger.“

Wie sie durch die niedere Kellertüre zum großen Mostfaß ging und den Holzhahnen aufdrehte, überstürzten sich ein Duzend Gedanken in dem kleinen Köpfchen: Was mochte er wollen? Im Frühjahr, wie er da war, als schmuder Ulan, hatte er ihr gefallen. — Gott, jedes Mädel im Dorf hatte ihren Soldaten. Er hatte sie auch einmal flüchtig geküßt. Wie er damals fortgeritten ist, hat sie ihm nachgerufen: „Auf Wiedersehn!“ — Nun war er wiedergekommen, und sie ist erschrocken, daß sie nicht reden konnte.

Warum hatte sie sich denn damals von ihm küssen lassen? Gegen den andern wurde sie doch so grob?! — Aber das war etwas anderes, der mußte ja wieder fortreiten, und der Martin hätte ihr dann jeden Tag um ein „Kussel“ kommen können!

Nun ist der aber auch wiedergekommen! Wie sie der Vater nur angeschaut hat! „Ujegerl, 's Krügel läuft über!“

Durch das Kellertuch sah sie, wie der Andrej sel schmunzelnd in sein Häuschen schlüpfte. Jetzt kam ihr eine Erkenntnis:

„Die Sache da oben war schon beschlossen!“ Sie stemmte trotzig die beiden Arme in die Hüften:

„Na, so was hab' i gern!“

Sie hatte sich plötzlich in eine Wut hineingedacht und tastete jetzt keuchend die dunkle Kellertreppe hinauf.

Schließlich mußte sie ja auch gefragt werden, Herr Forstwärter, und dann soll's der Lisbeth die Red' gewiß net verschlagen!

Der Hagmayer und sein Gast ließen sich den guten Rauchspeck und den alten Birnenmost schmecken und besprachen dabei eifrig den Waldbausforst und das neue Eisenbahnprojekt. Wie nun die Lisbeth gerade wieder mit dem neugefüllten Mostkrug eintrat, sollte der Bauer gerade mal hinter das Haus gehen, um nach den Knechten und Mägden zu sehen, die dort Kartoffel ausgruben.

In der Bauernstube war dann eine bange Stille eingetreten; der Herr Forstwärter mußte sich erst eine Weile an seinem gewichsten Schnurrbart zwirbeln, ehe er den Mut fand und etwas von der alten Liebe stammelte, die nicht roste. Dann nahm er einen weiteren Anlauf und gestand ihr, er habe sie nicht vergessen und sei nur gekommen, um sie zu fragen, ob sie sein Weib werden wolle.

Auf Lisbeths Stirn war die Hornesader inzwischen etwas gewichen. Sie brachte es nicht fertig, ihm geradezu „Nein“ zu sagen. Auch gestand sie sich nebenbei, daß ihn die grüne Jagduniform auch recht gut fiede.

So gab sie ihm nur den immerhin unfreundlichen Bescheid: „Da müßt sie sich erst beinennen. Bei ihr ginge das nicht so schnell. Zwischen Vesper und Dunkelwerden laß sie sich net heiern.“

Als der Hagmayer zurückkam, fand er seinen Gast unter der Türe, den Hut in der Hand. Er hatte den Grund sofort erraten und legte ihm begütigend seine derbe Hand auf die Schulter: „Das Mädel ist dumm! Lassen Sie sich den Gang net gereuen, Herr Schlumberger. Und bald wieder. In drei Wochen ist Kirchweih!“

Der Forstwärter versprach wiederzukommen und ging dann die Dorfstraße hinunter.

Aber der Lisbeth ihrem Flachskopf brach nun ein Hagelwetter von Schimpfworten los, daß das Gesinde hinter dem Haus erstaunt aufhorchte und einen Augenblick die Hade ruhen ließ.

„Glaubst du, weil du 'n nettes G'sichtel hast, du kannst mir mein' Gast zum Haus raus bugisieren?!“ hatte sie der Vater angeschrien.

Sie ließ alles über sich ergehen und gab nur einmal kurz zurück: „I laß mi net verhandeln!“

„Verhandeln?! G'schwäzwerk, dumms! Meinst i hätt' das Gekue net g'sehn, damals, während der Einquartierung? Du verruckst's Weibskind, du!“ Er nahm seinen Hut und wollte gehen, drehte sich aber nochmals drohend gegen sie:

„Oder bist am End so eine, der ihr Sinn nur nach'm rumflanieren steht? Mädel, ich sag dir, das, wenn i wüßt, — erwürgen tät ich dich auf der Stell! Müßt's deiner seligen Mutter heut noch verargen, daß sie mir hat so'ne Brut ins Nest gesetzt, so'ne vermaledeite!“

So sehr hatte den Hagmayerbauer der Jähzorn übermannt, daß er nach den stärksten Ausdrücken schnappte, nur um sein „Hagmaile“ zu treffen.

Die Lisbeth wollte weinen, aber es gelang ihr nicht. Erst später, wie sie am Herd stand und Feuer machte, würgte sie eine herbe Bitterkeit im Halse.

„Was nur die Mutter damit zu tun hatte?“ Die gute Mutter! Sie mußte viel leiden. Für alles das, was nicht nach des Vaters

Kopf ging, mußte sie die Schuld tragen. Als sie dann Hinterlammer lag und der Doktor ihr eines Tages die abiprach, da hatte er ihr weinend Abbitte geleistet. Sie gestorben. Nun rollten der Lisbeth doch die Tränen Wangen. Der Vater bekam auch einige davon mit der Brotsuppe zu kosten.

Nach dem Nachtessen sprach er nochmals auf sie ein, in einem väterlichen, milden Ton. Er erzählte ihr von Waldinteressen, und daß man ihm den Forstwärter berger als einen tüchtigen und rechtschaffenen Menschen schildert habe. Es wäre der zweite Sohn aus einem Bauernhof im Nedartal. Ob sie denn einmal so einen zum Manne wolle? Er wüßte keinen im Dorf, dem er „maile“ und seine Bauernschaft anvertrauen möchte. Schlumberger tat ihm passen. Sie solle sich bedenken.

Später saß dann die Lisbeth auf ihrer dunklen die im Zwerghaus gegen die hinteren Gärten lag, am Fenster in den Abend hinein. Sie sah, wie der Herrgott die Nachtlichtchen aufstede, wie im Dunkel ein Knecht Magd zusammentrafen und flink in ein Gartenhäuschen

Das Köpfchen hatte sie auf ihre Hände gestützt, Phantasie gaultete ihr zwei Mannsbilder vor: Der Rechtschaffenen, mit dem schwarzglänzenden Scheitel Pomadegeruch, und den anderen, den Keden, mit dem braunen Lodengewirr. Dazwischen hörte sie das zärtlich geflüstert im Gartenhäuschen, und eine unbestimmte überkam sie, daß sie sich trampfhaft die Nägel ins Fleisch um nicht zu weinen.

Der Schlumberger kam von nun an sehr oft über Jedesmal, wenn er in die Nähe der Brennermühle kam, er einen Augenblick stehen, und seine Augen suchten in das Gehöste ab. Man hatte wieder zur Nachtzeit im Wald Schüsse gehört. Der Herr Oberförster war wütend seinem Forstwärter rücksichtsloses Vorgehen gegen die kreuzmillionengesellschaft da drüben“ anempfohlen.

So war dieser in Furtmühlbach kein feltener Gast. Beim Hagmayerbauer wurde er aufgenommen wie ein Bekannter, so daß der Andrej sel sich öfter denn je vergnügen den Bartstopfeln trakte.

Die Lisbeth hatte sich darin gefunden, um so eher, seit seinem ersten Besuche nicht wieder von seiner Liebe getrennt hatte. Brachte es die Gelegenheit, daß er mit ihr allein wußte er irgendeine Episode aus seiner Manöverzeit zu die er sich für solche Situationen wohl hatte vorher zurecht

Nun war große Aufregung im Dorfe, denn am Sonntag war Kirchweih. Das Fest, das in den braven, Dorfbewohnern ein Gefühl der ungebundenen Lust und die Erwartung toller, amüsanten Ereignisse erweckte, Ramin des kleinen Gemeindebadhauses rauchte schon in der Woche täglich bis spät in die Nacht hinein. Die einzelnen Mütterchen hatten den Vadofen für Stunden gemietet mit Ruchenblech schwer beladen über die Straße. Bald jedem Haus eine Kammer mit frischgebadetem Kuchlein (Kirchweihkuchen) angefüllt. Ein betäubender Duft nach dem fetten Fett, Obst und anderen undefinierbaren Substanzen durch die engen Gassen und erzählte den Menschen von raffenlande. Auf dem freien Platze am Rathause wurde Karussell aufgeschlagen; die stellte in diesem Jahre neben auch Löwen, Schwäne und andere edle Tiergattungen. Plan des ritterlichen Spieles. Auch ein Kasperletheater hatte sich auf einige Tage „häuslich“ niedergelassen. Die Furtmühlbacher Kirche hatte an Bedeutung gewonnen, Jung und alt lebte in freudiger Erwartung.

Ganz besonders freute sich der Martin auf das Fest auf das „Gaudium“ im allgemeinen, und zweitens auf den neuen hellgrünen Sonntagsanzug, der ihn so gut kleiden er an der Kirchweih zum ersten Male tragen wollte. Er dachte er an die Lisbeth. Er hatte sie während des Sonntags fest gesehen. Ein paar mal hatten ihre Wege sich vorbeigeführt, und da waren sie beide ohne Gruß, in Scherben, weitergegangen. Erst nachdem der Martin die Straße zurückgelegt, blieb er stehen und drehte sich nach um und da traf es sich manchmal, daß auch sie gerade zum um darauf wieder erschrocken weiter zu eilen.

„Das Flachsköpfle“, murmelte dann der Martin auf und ging auch seines Weges. Öfter denn früher saß er am Abend im gemütlichen Stübchen der Base Christine Krug Apfelwein. Die gute Frau freute sich immer, wenn und der Schwesterjohn hätte sich beinahe wohlgefällig. Nur die regelmäßige Portion gut ländliche Moral war üble Beigabe, und die Bibelsprüche. Von denen hat

verschiedenartigen Tagesereignisse passend, eine große auswendig gelernt. Brennermühlhose aber wurden die „lustigen Abende“ seltener.

Sonntag kam und ging auch schon wieder zur Reige. allen besonderen Tagen, auf die man sich wochenlang gefreut, ging auch am Kirchweihfest die Sonne ihren Weg schnell für die Menschen. Das ganze Dorf war auf den niemand ruhte an diesem Sonntage. Mit Ausnahme den Kirchzeiten stand das Karussell nicht einen Augenblick in verschiedenen Reitgelegenheiten wurden geradezu gewonnen und alt. Immer rührte wurde die Fahrtrminute, alte, müde Gaul, der stumpfsinnig und apathisch im seinen Kreis beschrieb und dadurch das schwindelnde gen verursachte, brauchte schon ab und zu die Peitsche, der Pflicht zu genügen. Auch das „Kasperle“ hatte stünd-dankbares Publikum. So herrschte auf dem Rathhaus während des ganzen Nachmittages ein tolles Treiben. kompeten, Rättschen, kleine Dudelsackpfeifen und anderes lud erhöhten noch den Jubel. Die jungen Burschen trug künstliche Sonnenblumen im Knopfloch und auf dem er sie hielten eine lange Pfausfeder in der Hand und be-damit mit diabolischer Freude das zarte Geschlecht.

Am seit einer Stunde hatte der Martin den Trubel ver-geßt saß er bei der Waise Christine und verschlang ein Stück „Kirbefuchen“. Er freute sich auf den Abend, das kam ja erst, der Tanz im Engelgarten.

Die Lisbeth da sein wird?“ Er hatte das bestimmte den, daß sich heute noch etwas ereignen müsse.

großer Teil der Bauern, Knechte und Mägde war nun er. Sie hatten sich eine Schürze über die gute Montur an und machten sich ans Füttern. Das Vieh durfte auch Schweihsonntag nicht vergessen werden. Aber eine kurze ter traf man sich wieder bei der Engelwirtin im Garten. er erst das typische Bild der schwäbischen Landkirchweih. harter Draht war in einiger Höhe unregelmäßig zwischen chiedenen Bäumen gespannt, und daran hingen mehrere Petroleumlampen mit Blechschirmen zum Anzündenden bereit. es Wirtshauses war eine lange Tafel gestellt. An dieser en sich jetzt die jungen Mädchen des Dorfes, während er, am Gartenzaun, an mehreren Tischen die Burschen enkrickelten. Sie und da bildeten sich auch kleine Familien-erwandtschaftsgruppen. Aber fast durchweg waren es teute, die sich hier im Engelgarten zusammenfanden.

Alten waren zu Hause geblieben, oder sie saßen in der be, von wo aus ein lautes Stimmengewirr ins Freie Dann hörte man wieder, wie die Grauhaarigen drinnen steinaltes Lied anstimmten, das von der Liebe handelte Jungen gänzlich fremd schien. Einer schlug dabei fort-on mit der Stimme über und fand dies schön.

Garten hatte sich schnell gefüllt. Alle Tische rings herum schon dicht besetzt, nur ein verhältnismäßig kleiner Platz Mitte blieb frei, zum Tanz. In der unteren Ecke, vor der abrauchten Regelbahn, hatte man mittels sechs leeren ern und mehreren Brettern ein Podium hergestellt, saßen die Musikanten. Biedere Handwerker aus ver- nachbarortschaften, die des Sonntags den Zollstab niemen mit der Flöte oder Tuba tauschten.

Der Martin kam, hatten sie schon einige Tänze aufgespielt. allenthalben erhigte Gesichter, teils noch vom Wonne- des letzten Drehers, teils schon vom starken Biergenusse. Neben „der Musil“ saßen seine Kameraden. Sie hatten Güte im Nacken und waren sehr aufgeräumt.

Der Marte,“ rief der Siehlermichel, „do sein d' Jung-do ist's lustig!“ Dann gröhlte er mit hoher Stimme: „Bald graß i am Redar, bald graß i am Rhein, Bald hab i a Schägel, bald bin ich allein!“

saß der Martin mitten in der Runde und suchte mit in. Richtig, dort, auf der anderen Seite, war die Lisbeth en Knechten und Mägden vom Haus, neben ihr der Forst-Schlumberger. „Also der!“ dachte der Martin. Einen Druck verspürte er in der Brust, und in heller Röte ihm zum Kopfe. — Aber da war es, als hätte ihm die eine da drüben freundlich zugewinkt, und er war glücklich. Kellnerin stellte ein Krügel vor ihn, aus dem der weiße aufstieg. Das nahm er eilig zur Hand:

„Brüderl'n! Sollt's leben, alle mit'nander: „Kirbe ist net alle Tag! Zuheidi, Zuheida!“

währenddem hatte sich der Klarinettenspieler ein kleines mit Salatöl bringen lassen und traußelte jetzt davon Instrument. Dann ging's los:

„Dudelsidelsidelsidelsidels — dumda . . .!“

Der Martin saß hinüber nach der Lisbeth. Da nahm sie der andere da drüben bei der Hand und führte sie zum Tanz.

„Also doch!“ Mit einem Zuge hatte er sein Krügel geleert. Wieder gingen einige Tänze vorbei. Dann saßte er endlich Mut und holte die Lisbeth zum Rheinländer. Diese quittierte lachend und stand auf, sobald sie ihn kommen sah. Mitten im Tanz hielt er an und fragte sie:

„Bist mir noch böß, Lisbeth?“

„Ach was, heut ist Kirbe, heut ist man sich net böß!“ gab sie zurück und zog ihn wieder in den Kreis.

Immer toller wurde das Leben im Engelgarten, immer aus-gelassener. Schon saßen zwischen den jungen Mädchen an der Tafel einige Burschen. Nun wurde ziemlich umständlich die Petroleumbeleuchtung angezündet.

Unterdessen spielte sich an einem anderen Tische eine amüsante Szene ab. Dort saß der Schmiedhansjörg, der altbeliebte Dorf-komiker. Ein langer, dürrer Mensch mit großen, vorstehenden Ohren. Dieser hatte sich auf allgemeinen Wunsch erhoben und auf den Tisch gestellt und führte nun mit seinem edelsten Rückseiten-teile unter gefährlichen Verrenkungen und Zuckungen die un-glaublichsten Vogenlinien aus.

Es war angeblich sein Namen, den er so in die Luft schrieb, ein virtuoses Kabinettstückchen von ihm. Das junge Volk brüllte. Einige lachten Tränen.

Die Kellnerin brachte jetzt die übliche „Junggesellenrunde“ von der Engelwirtin, da warf der Martin dem Klarinettenspieler ein Markstück in den Hut und verlangte einen Freiwaltzer. Ein Trompetensignal: „Freitanz!“

„Wer ist's? Wem gilt's?“ tuschelte es ringsum.

„Der Müllermarie und Hagmayers Lisbeth!“

Langsam wiegte sich das kräftige Paar in den Walzer hinein. Dann drehten sie sich immer schneller, immer toller um die ge-meinsame Achse.

„Die können's!“ rief der Siehlermichel dazwischen. Alle anderen verfolgten mit gespannter Aufmerksamkeit die beiden, die jetzt mit einer Leidenschaft über den Platz wirbelten, als gälte es einen großen Preis zu erringen.

Einige nicht zu verkennende Schlußquiere aus der Klarinette machten dem wilden Tanz ein Ende, und mit einem hellen Zuckser warf der Martin seine schöne Tänzerin in die Luft, daß die bunten Röde flogen.

„Bravo, Marte, bravo Lisbeth“, klatschten sie im Kreise. Nur der Schlumberger sah mißmutig drein und zwirbelte geärgert an seinem gewichsten Schnurrbart.

„Schau den dort,“ rief der Siehlermichel seine Kameraden an, „den Grünspecht, wie er sich gift!“

Diese lachten auf in heller Schadenfreude. Es war in Furt-mühlbach unter den jungen Burschen schon seit vielen Jahren guter Brauch, jeden Fremden, der um ein Mädel ins Dörfchen kam, mißgünstig zu hassen und ihn womöglich ordentlich durchzuprügeln.

(Fortsetzung folgt.)

Sieg der Liebe.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Morgen muß ich an die Front zurück“, verkündete Leutnant von der Brud den Schwestern. Es gab allgemeines Be-dauern. Seit zwei Wochen war er der verwöhnte Pflögling im großen Lazarett zu B.

„So laden wir Sie heute noch einmal zum Kaffee ein“, er-widerte Schwester Adelheid schon im Hinausgehen.

„Vielen Dank“, lachte Otto von der Brud. Dann, als er sich mit Schwester Margarete allein sah, fragte er, ihre Hand neh-mend, leise in unterdrückter Erregung: „Wenn der Krieg vor-über ist, darf ich kommen, ja?“

Die blonde junge Schwester errötete dunkel. Sie hatte ihm nicht wohl tun wollen und geglaubt, ihre große Zurückhaltung würde ihn davor bewahren, die Frage, die sie längst befürchtete, zu stellen. Es blieb nichts übrig, als ihm alles zu sagen. „Ich bin nicht frei, Herr von der Brud“, murmelte sie verlegen.

Er fuhr zurück, als hätte er einen Schlag erhalten. Zuerst schien es, als ob er noch etwas fragen wollte, aber dann nahm er sich zusammen. „Dann bitte ich um Vergebung“, sagte er tonlos. Sein hübsches Gesicht war blaß geworden. Er ging aus dem freundlichen Raum wie ein Träumender. Nur die Haltung be-wahren! Es war nicht nötig, daß man ihn bemitleidete.

Und die Schwestern hatten alle gemerkt, daß er sein Herz an die jüngste von ihnen, die schöne Margarete von Hellen, verloren hatte. Ihr konnte niemand einen Vorwurf machen. Nie hatte sie ihm im geringsten Hoffnungen gemacht. Nur sein dummes Herz hatte gehofft und nicht gezeweifelt, daß so viel heiße, ehrliche Liebe auch Erwidierung finden müsse.

Am Nachmittag war er äußerlich ganz der alte. Er hatte sich ein wenig verspätet und kam mit einem ganzen Arm voll Frühlingsblüten, als Schwester Adelheid schon anfang, ungeduldig zu werden. Denn im allgemeinen hatte man nicht Zeit, sich lange hinzusehen, um Kaffee zu trinken. So wurde er lustig ausgescholten und einen Augenblick herrschte munteres Geplauder an der Kaffeetafel. — Aber dann trat Stille ein. Keine der

Schwester mochte es sich merken lassen, wie bang ihr zumute war. Man wußte, daß sich wieder große Dinge vorbereiteten und hier, so nah am Gegner, da kam man die am schwersten Verwundeten. — Eine Weile noch trug Otto von der Brud die Kosten der Unterhaltung ganz allein, bis auch er verstummte. Der Kaffee war ausgetrunken.

Die Oberin stand auf. „Es ist Zeit, wir müssen uns beeilen.“

Sofort erhoben sich die Schwestern und gingen an die Arbeit.

Einen Augenblick stand Otto von der Brud noch bei Schwester Adelheid und Margarete von Hellen. Er hielt beide bei den Händen und sah ihnen tief in die Augen.

„Mir ist so dumm zumute“, sagte er. „So, als ob es das letzte mal wäre, daß ich hier bin.“

„Wie können Sie das sagen?“ schalt die Schwester Adelheid; „wir haben Sie zu sehr verwöhnt, nun wird Ihnen eben das Scheiden von hier recht schwer.“

„Sie mögen recht haben“, lächelte er, „es waren herrliche Wochen hier bei Ihnen.“ Wie im Scherz legte er die Arme um die beiden Schwestern, um die mütterliche Adelheid und die schlank Margarete. Sein Gesicht war dicht über ihrem goldenen Haar, auf das er einen Kuß hauchte, ohne daß sie es merkte. Sie war tief bewegt und vermochte kein Wort herauszubringen. Ihr tat das Herz weh. Was hätte sie darum gegeben,

hätte sie seine Werbung annehmen dürfen! Sie hatte von der Liebe gewußt, als sie dem andern auf Wunsch der ihr Wort gab. Nun wurde sie seit Wochen zwischen Pflicht und Liebe hin und her gerissen.

Otto von der Bruds Regiment stand ganz in der Nähe weit gegen den Gegner vorgeschoben. Ein paarmal kam er herüber geritten. Doch fiel es allgemein auf, daß er von



Der Schauplatz der Kämpfe in den mittleren Vogesen. Gezeichnet von Walter Emmerleben.

ihn zu erfahren, aber niemand wußte etwas Genaueres. Am Abend des zweiten Tages kam der Bursche des nants und berichtete traurig, daß der junge Offizier nicht gefunden worden. Man könne noch nicht an Stelle heran, wo er vermutlich liegen müsse, da der Gegner zu schießen anfangen, sobald sich jemand dort zeige. Es war auch sein, daß er von den Feinden mitgeschleppt worden

hatte
h der
Pflie
Nä
kam
e von
Mal
ern
wurde
Um
am
a
ei
chied
en
um
Ich
wohl
wie
nen
Er
en
tern
Reihe
Gand
Margarete
Hellen
die le
neinen
nen,
erin
und bat, sich über Nacht den Sanitätsmannschaften
gen zu dürfen, um vielleicht manchen noch bergen zu können,
sonst da draußen verschmachten müßte. Inzwischen hoffte
ich, den sie, wie sie sich nun gestand, liebte, vielleicht auch
wanzufinden. Wie im Fieber traf sie alle Vorbereitungen.
Die Oberin
war damit
nicht einver
standen und
versuchte ab
zuraten. —
Die Jüngere
aber hörte
auf gar keine
Vorkstellung.
„Ich kann
nicht anders,
Schwester
Adelheid“,
rief sie, „ich
würde es mir
nie verge
ben, wenn



Russische Geschütze am Militärbahnhof der Festung Nowo. (Mit Text.)
Fot. H. Kühlewindt.

westen Margarete war außer sich. Sie, die Ruhige, Vornehme, war wie ausgewechselt. Sie verhandelte mit der Oberin und bat, sich über Nacht den Sanitätsmannschaften zu dürfen, um vielleicht manchen noch bergen zu können, sonst da draußen verschmachten müßte. Inzwischen hoffte sie, den sie, wie sie sich nun gestand, liebte, vielleicht auch wanzufinden. Wie im Fieber traf sie alle Vorbereitungen.



St. Sch. Nat Prof. Dr. Paul Ehrlich. (Mit Text.)

lich in meinem Bette läge, während die Menschen da draußen umkommen müssen.“
„Aber ich erwiderte ihre Stimme.“
„Aber ich erwiderte willigte Schwester Adelheid ein.“
„Aber ich erwiderte wohl: da war nichts zu wollen.“
„Aber ich erwiderte Margarete fuhr mit dem Burschen nicht.“
„Aber ich erwiderte Sanitätsmannschaften auf dem Krankenwagen hinaus.“
„Aber ich erwiderte Die Schatten der Nacht begannen abzusinken, als sie den Schauplatz der furchtbaren Kämpfe erreichten. Jetzt mußten sie den

Wagen verlassen und zu Fuß weitergehen. Die Schützengräben, die sich den Berg hinaufzogen, einer immer über dem andern, waren von den deutschen Truppen in Besitz genommen. Dort zu suchen wäre unnütz gewesen und gefährlich, denn sowie die Gegner eine Gestalt zu sehen glaubten, fingen sie ein wütendes Schießen an. Aber in dem Weidengebüsch des Flußufers und an den waldigen Abhängen konnte es möglich sein, daß ein Todwunder sich nicht bemerklich machen konnten. Still und eifrig begaben sich die beiden mit den Sanitätskutschknechten an das Werk. Nur die nötigsten Worte wurden gewechselt. Je länger die Zeit vorschritt, desto tiefer sank ihnen der Mut.



General Freiherr v. Scheffer-Bohade, der deutsche Gouverneur Warschans.

Der Mond war heraufgekommen und erhellte mit nur schwachem Scheine das Waldgelände. Es sah noch wüst aus in der weiten Runde. Bekleidungsgegenstände und Gepäcksstücke, tote Pferde, Waffen und Munition lagen in trostlosem Durcheinander am Boden und boten einen schauerlichen Anblick, obwohl die Menschen schon geborgen waren.

Schwester Margarete achtete kaum darauf. Durch den monatelangen Dienst im Feld war sie an diese furchtbaren Eindrücke gewöhnt. Sie war nur von dem einen Wunsche befeelt, den zu finden, den sie so bitter hatte enttäuschen müssen. Ihr war, als könne sie nie wieder Ruhe finden, wenn sie nicht wüßte, wo und wie er geendet hatte. Aber Stunde um Stunde verging in fruchtlosem Suchen. Immer hoffnungsloser sahen die treuen Augen des Burschen sie an.

„Noch bis zu der Stelle, wo der Weg aus den Tannen heraustritt, August“, sagte Margarete leuchtend, „dann kehren wir um.“



Vom Kriegsschauplatz in Tirol: Straßensperre am Tonalepaß. (Mit Text.)

„So weit ist der Herr Leutnant wohl nicht gewesen,“ sagte August Stärke; „aber wir können es ja versuchen.“

Ein ganz schwaches Wimmern drang an das Ohr der beiden. Sie blieben stehen und lauschten. Nein, es war keine Täuschung, da war es wieder! Mit angstbesügelten Schritten begaben sie sich in die Richtung, aus der der Laut zu kommen schien. Noch ein wenig in das Dickicht hinein, das hier zerstampft und verwüstet schien — da lag dicht am Abhang, hoch über dem Flusse, Leutnant von der Brud. Etwas tiefer, hell vom Mondlicht bestrahlt, hing sein Pferd, das den Felsen hinuntergestürzt war.

Margarete sank neben dem völlig Erschöpften in die Knie. Unaufhaltsam rannen Tränen über ihre Wangen, während sie dem Leidenden Kognak einsöste und mit sachkundiger Hand seine Wunden untersuchte. „Sie müssen die andern zu Hilfe rufen,“ sagte sie dem Burtschen, „der Herr Leutnant scheint schwer verletzt zu sein.“ Sie setzte sich auf einen Baumstumpf und bettete den Kopf des Geliebten in ihrem Schoß. Unablässig mühte sie sich um ihn.

Endlich schlug er die Augen auf. Als er ihr schönes Gesicht über sich geneigt sah, trat ein seliges Lächeln in seine Augen.

„Du,“ hauchte er ungläubig, „du bist zu mir gekommen?“

„Ja,“ flüsterte sie weich und strich ihm ganz zart über die Stirn, die von kaltem Schweiß bedeckt war, „ich mußte dir sagen, daß —“

„O, sprich weiter,“ bat er, als sie stockte, „was wolltest du mir sagen?“

„Daß ich dein sein will,“ fuhr sie tapfer fort, während glühendes Rot ihr in die Wangen stieg.

Seine Augen leuchteten auf in seliger Lust.

„Ich habe sterben wollen, weil ich dich nicht erringen konnte,“ flüsterte er, „aber nun will ich leben!“

Matt fiel sein Kopf in ihren Schoß zurück. Die breiten Lider sanken über die strahlenden Augen. Ein Zucken ging über den schlanken, sehnigen Körper. Der Mond trat hell aus den Wolken hervor. Mit zauberischem Licht übergoß er den stillen Wald. Ab und zu dröhnte ein Schuß in der Ferne.

Aus dem Leben Robert Schumanns.

Von Alfred Nello.

Aus der Kinderzeit. (Nachdruck verboten.)

An der einen Ecke des Marktplatzes der kleinen sächsischen Stadt Zwickau hatte der Buchhändler Friedrich August Gottlob Schumann im Jahre 1807 in einem bescheidenen Häuschen eine Buchhandlung eröffnet. Das Geschäft ging gut. Vater Schumann war als Verleger wissenschaftlicher Arbeiten und Herausgeber der vielgelesenen „Erinnerungsblätter“ eine geachtete Persönlichkeit. Er galt als einer der angesehensten Bürger der Stadt und man schätzte ihn wegen seines Fleißes und seiner geschäftlichen Tüchtigkeit.

Eines Tages befindet er sich in seinem Privatkontor. Da kommt sein Jüngster, der zehnjährige Robert, der Liebling der Mutter, mit fröhlichem Gruß hereingesprungen und durchstöbert mit großem Interesse alle neu eingegangenen Zeitschriften und Bücher. Robert ist ein aufgeweckter, frühreifer Knabe. Er dichtet, schreibt kleine Dramen und ist wegen seines Klavierspiels in ganz Zwickau berühmt.

„Vater,“ sagte er, „weißt du, was ich jetzt komponiert habe?“

„Na, heraus mit der Sprache.“

„O, ein großes Werk; den 105. Psalm für Chor und Orchester. Unsere Schülerversammlung wird ihn nächsten unter meiner Leitung aufführen, und sollst du mir endlich sagen, liebster Vater, ob ich Musik studieren darf. Mit aller Macht treibt mich's zu ihr hin. Ihr könnte ich mein Denken und Fühlen anvertrauen. Also, liebster Vater, nicht wahr, ich darf Musik studieren?“

Bei den letzten Worten ist die Mutter ins Zimmer getreten. Erschrockenen Herzens hat sie die Frage ihres Jungen gehört. Angstlich forschend blickt sie Vater und Sohn an.

„Aber ich bitte dich, lieber Mann, der Junge darf nimmer ein Musiker werden. Robert, so werde doch endlich vernünftig! Ein Musiker ist ein armer Tropf, ein Hungerleider! Denk' an den armen Mozart, der gehungert hat. Ein Armenbegräbnis hat man ihm bereitet.“

„Ruhe“, gebot der Vater. „Nichts ist bis jetzt abgemacht. Hofkapellmeister Weber in Dresden hat dem Robert als Musiker eine glänzende Zukunft vorausgesagt. Aber gut Ding will Weile haben. Erst macht der Junge sein Abiturientenexamen, dann wird sich das Weitere finden!“

Vater Schumann, der liebe, treffliche Pfleger der Geistesgaben seines Sohnes, wurde bald von einer schweren Krankheit dahingerafft. Nun mußte auch Robert alle Hoffnung auf seine Künstlerlaufbahn begraben.

Die Mutter und der Vormund hatten ihn für das juristische Studium bestimmt. Dagegen gab es kein Widerstreben.

So wurde aus dem lebensfrohen Knaben ein stiller, denklicher Träumer für Lebenszeit.

Die Leipziger Studienzeit.

Im Hause des Professors Dr. Carus in Leipzig ist große Musikgesellschaft. Auch der junge Robert Schumann ist eingeladen. der musikalischen Sphäre des Hauses. Carus fühlte sich der Student besonders wohl, denn die trockne Jurisprudenz jagte gar nicht zu. Robert studierte dafür fleißig Musiktheorie und stundenlang am Klavier. Freilich durfte davon die Mutter wissen. Plötzlich verstummte jedes Gespräch. Friedrich Wied, bekannte Leipziger Musiklehrer, ist mit seinem neunjährigen, reizenden Töchterchen Klara an den Flügel getreten. Klara mit ihren zarten Händchen eine Mozartsonate in meißnerischer Vollendung. Alles ist förmlich wie gebannt ob der Leistung dieses Wunderkindes. Auch Schumann erwacht nach den Tönen wie aus einem tiefen Traum. „Der siebenjährige kann nicht herrlicher gespielt haben als dieses gottbegnadete Kind“, murmeln seine Lippen und schon geht er auf Friedrich Wied zu und spricht ihn beklommenen Herzens an.

„Meister Wied, möchten Sie mich nicht auch als virtuosen ausbilden? Sie wissen, daß ich leidlich gut Klavierspiele, aber ich will zu den Höhen der Kunst gelangen.“

„Ich kann aber nur unter Ihrer Meisterschaft! Bitte, nehmen Sie mich als Ihren Schüler an.“

„Und was wird die Mutter dazu sagen?“ fragt Wied strenger Miene.

„O, verehrter Meister, da müssen Sie mein Helfer sein. Ich will alles auseinanderlegen; ich will ein Künstler werden, der Welt um seiner Kunst willen liebt und schätzt!“

Wied schreibt an Schumanns Mutter einen langen Brief, dem jungen Mann als Musiker eine glänzende Zukunft voraussetzt, und schweren Herzens gibt die Mutter ihre Einwilligung in der neuen Laufbahn ihres Sohnes.

Auf der Höhe des Ruhmes.

Zehn Jahre sind ins Land gegangen. Schumann ist ein berühmter Komponist geworden, ein Klaviervirtuose, denn zu fleißiges Klavierüben hatte er sich eine Lähmung des Mittelfingers zugezogen. Um so Herrlicheres hatte er der Welt durch seine Kompositionen geschenkt. Unermüdet arbeitete der Künstler an neuen Werken. Über hundert Lieder, einige Opern, sowie einige hundert Klavierstücke sind bereits veröffentlicht und verkünden seinen Ruhm in aller Welt. Aber nur in rasten! Weiter vorwärts auf den Höhen der Kunst! „Faust“ will er in den schönsten Szenen durch seine musikalischen Gedanken verherrlichen helfen. Klara, die jetzt neunzehnjährige Tochter Friedrich Wieds, ist inzwischen sein Weib geworden. In Leipzig haben sie sich ihr Nest gebaut.

Aber bald ist Robert Schumann durch viele geistige Anstrengungen vollständig erschöpft. Er ist melancholisch, er fühlt sich leidend und krank. Im Gehirn hat er oft quälende Schmerzen. Der ratet zu einer Luftveränderung. „Ziehen wir nach Dresden,“ sagt ihm die besorgte Gattin. „Dort erwarten dich liebe Freunde. Dort hast du neue Anregung für deine geplanten Opernkompositionen.“ Im sonnigen Elbgelände wirst du an Leib und Seele gesund.

So siedelte das Künstlerpaar nach Dresden über. Kaum war sich der Künstler erholt, so ging es auch mit doppeltem Fleiß an die Arbeit. Die „Faust“-Szenen sollten fertig werden. Ein Gesangsverein zur Pflege des deutschen Liedes wurde außerdem gegründet. Ihm brachte der Künstler manch herrliche Gaben des Schaffens dar. Einige große Konzerte trafen mit Klara den großen Gewinn an Gold und Lorbeeren. Aber das alte Leid ließ sich nicht dämpfen. Auch die Schmerzen im Rücken machten ihn oft tagelang arbeitsunfähig. Oft beschlich ihn quälende Angst, daß er nirgends Ruhe fand. So litt es ihn in Dresden nicht länger. Auch hier gab's keine Heilung für das Nervenleiden. Fort! Weit fort wollte er! Freund Giller, der ihn an seiner Stelle als städtischen Musikdirektor nach Düsseldorf versetzte, bat ihn um seine Stelle als städtischen Musikdirektor nach Düsseldorf.

„Komm, Klara,“ rief er freudig bewegt, „wir ziehen nach dem sonnigen Rheinland. Dort will ich gesunden und wieder lebensfroh werden!“

Letzte Lebensjahre.

Ein freundliches Zimmer der Privatheilanstalt des Dr. Forst in Endenich bei Bonn. Ein blasser, frühzeitig gealterter Mann sitzt dort an einem Tisch in der Nähe des Fensters mit der Aussicht auf den frühlingsgrünen Garten. Er studiert eifrig eine Landkarte des russischen Reiches. Der stille Dulder kennt nicht mehr die Angst des Lebens, das Glück, das ihm seine Kunst bedeutet. Robert hat den Armen so gefoltert, so entsehrlich gepeinigt, daß er sich aus seinem Düsseldorf-Heim unbemerkt entfernt hat. In den Fluten des Rheins Erlösung von seinem Leiden zu finden.

war am Fastnachtsmontag, am 17. Februar 1854 gewesen. Er hatten den Unglücklichen den eistalten Fluten entzissen. brachte den Kranken in die Endenicher Nervenheilanstalt, bereits stundenweise außer Bett sein konnte.

Verierbild.



Wo ist die Beherrscherin der Küche?

nur — ruhen — ruhen — — —
löst die Kranke sein Haupt sinken. Er wird zu Bett
und schlummert.

ging es fast täglich noch zwei volle Jahre, bis der müde
sich gänzlich aufgelöst hatte. Das war am 29. Juli des
1856, als der Kranke sich glücklich fühlte, sein treues Weib
bei sich zu wissen. Sie weilte seit Stunden am Kranken-
bett mit bitterem Schmerz erkennend, daß jede Hoffnung auf
ang vergeblich sei.

Alara, ich will ausruhen, — — recht — — ausruhen
in deinen lieben — — Armen — — —
hängend barg sie das geliebte Künstlerhaupt an ihrem Her-
zen — — ein tiefes Seufzen — — ein großes
hatte aufgehört zu schlagen.
Leib vertraute man der Erde an. Seine Künstler-
weit noch heute in seinen herrlichen Werken voll lichte-
m unter uns!

Das mißbrauchte Telephon.

Von Clara Düsterhoff. (Nachdruck verboten.)

Das Telephon noch eine ziemlich neue Erfindung war,
besuchte ein Pariser Tenor in Gesellschaft seines Freundes
Ausstellung elektrischer Apparate, die zu jener Zeit in der
Gasse der Seinestadt zu sehen war. So blieben sie denn
in einem der zahlreichen vorhandenen Telefone stehen, und
überhörte die Begleiter erklärte dem Sänger den Mechanis-
mus des Instruments, seinen Gebrauch und seine Wirkung.

berühmte Musiker erfreute sich einer geradezu prach-
tlichen Singstimme, aber nicht einer entsprechend glänzenden
Begabung, ganz besonders nicht in technischen und
technischen Dingen. Daß man vermittelst der neuen wunder-
baren Erfindung mit weit entfernten Personen sich unterhalten
kann, kam ihm doch allzu märchenhaft vor.

„Ich glaube ich nicht eher, als bis ich mich mit eigenen Augen
von dem überzeugt habe“, erklärte er hartnäckig.
„Was, was du gleich hier an Ort und Stelle besorgen kannst“,
sagte der Freund. „Sage mir nur, mit wem du ein Gespräch
möchtest.“

„Ich möchte ich es mit meinem Direktor versuchen“, gab der
Sänger zur Antwort.

Der Tenor machte sich der andere an dem Instrument zu schaffen,
die Verbindung mit dem Direktor herzustellen, wie er sich
verstellte, und zog sich dann zurück, weil es ihm doch peinlich
war, eines Gespräches zwischen Fremden zu sein. In Wirk-
lichkeit aber war er ein Schalk, der Redereien über alles liebte,
er sich jetzt in ein Privatablattet des Ausstellers begab,
während er den Apparat verbunden hatte. Kaum hatte er
die Vorrichtung an sein Ohr gelegt, als er den Sänger
hörte, was er ihm als Einleitung empfohlen hatte:

„Kann ich ein paar Worte mit Ihnen sprechen, Herr Direktor?“
Jetzt spielte der falsche Freund die Rolle des Direktors und
antwortete: „Gern. Was steht zu Ihren Diensten?“

„D, nichts Besonderes“, erkundete es undeutlich und erregt
vom andern Ende des Apparates. „Es macht mir nur einen
ganz unbändigen Spaß, daß ich so auf die Entfernung mich mit
Ihnen unterhalten kann.“

„Ja, es ist eine wunderbare Erfindung“, erklärte der andere.
„Was gibt es denn Neues?“ setzte der Neuling das Gespräch fort.

„Neues?“ wiederholte der Pseudodirektor, scheinbar nach-
sinnend. „Ja, da wüßte ich nur eins, und das ist, daß in letzter
Zeit Ihre Stimme stark gelitten hat. Man kann schon fast sagen,
daß Sie Ihre Stimme verloren haben. Sie fallen aus jeder
Melodie und können keinen Ton mehr anhalten. Was Sie noch
bieten, ist kein Singen mehr, sondern ein Quieken und Gurgeln,
muß ich Ihnen sagen.“

Der unglückliche Tenor stand da wie vor den Kopf geschlagen.
„Ich muß mich verhöhrt haben“, stotterte er angstvoll hervor.

„Nein, Sie haben sich nicht verhöhrt“, erklärte aber sein Quäl-
geist, und um die ‚Neuigkeit‘ desto wirksamer zu machen, wieder-
holte er sie Wort für Wort, um mit der Ankündigung zu schließen:
„Wenn nicht Ihr Name noch eine gewisse Zugkraft besäße, so
sähe ich mich genötigt, Sie Knall und Fall zu entlassen. Unter
keinen Umständen aber kann ich Ihnen mehr als die Hälfte Ihres
bisherigen Honorars zahlen.“

Daraufhin gab das Telephon keine Erwiderung. Bei einem
Blick aus dem Fensterchen seines Kabinetts aber sah der Neger
das Opfer seines „Scherzes“ aus dem Ausstellungslokal stürzen,
eine Droschke herbeiwinken und davonfahren. Jetzt erst verlor
sich das lustige Lachen auf seinem Gesichte: er überlegte, ob er
nicht doch zu weit gegangen sei.

Der niedergeschmetterte Tenor fuhr unterdes, so schnell das
Fialerpfersd ihn zu befördern geruhte, nach der Wohnung seines
Kapellmeisters. „Herr Direktor“, redete er ihn an, atemlos
vom hastigen Treppensteigen, „wenn es Ihnen darum zu tun ist,
Geld an mir zu sparen, so bin ich bereit, für zwei Drittel meiner
bisherigen Gage zu singen. Aber geben Sie mir nur das eine
zu, daß ich meine Stimme nicht verloren habe, daß mein Gesang
kein Quieken und Gurgeln geworden ist!“

Das kam dermaßen gequält und nach Trost heischend her-
vor, daß der Direktor nicht anders denken konnte, als sein be-
rühmter Tenor habe plötzlich den Verstand verloren. Beschwich-
tigend redete er ihm zu: „D, ganz gewiß nicht — wie können
Sie so etwas denken! Sie wissen ja doch, wie große Stücke ich
von Ihrem unvergleichlichen Organ halte. Wenn Sie sich aber
freiwillig entschließen, Ihr Gehalt zu beschneiden, so nehme ich
dies Anerbieten natürlich dankbar an.“

„Freiwillig?“ rief der Sänger verblüfft aus, „während Sie
mir doch soeben durchs Telephon eine Verkürzung um die Hälfte
androhten? Ich verstehe das nicht!“

Die Worte ‚durchs Telephon‘ brachten den Kapellmeister
auf die richtige Fährte. „Ich habe nicht durchs Telephon mit
Ihnen gesprochen“, sagte er beruhigt. „Offenbar hat sich jemand
einen schlechten Scherz mit Ihnen erlaubt. Unter den Umständen
ist auch die angebotene Aufopferung eines Drittels Ihrer Gage
hinfällig, und Sie singen in meiner Kapelle unter den alten Be-
dingungen. Hier, bitte, stärken Sie sich durch ein Glas guten
Weines von der ausgestandenen Qual.“

Der Sänger erholte sich sehr schnell und war glücklicher als
je vorher in seiner bevorrechteten künstlerischen Stellung. Die
Freundschaft mit dem Redebold war jedoch für immer vorbei,
und gegen das Telephon behielt er sein Leben lang einen unaus-
rottbaren Widerwillen. Ganz verborgen war die Geschichte natür-
lich nicht geblieben, und so konnte sich der Genasführte lange
Zeit vor versteckten Anspielungen nicht retten.



Herbst.

Erklungen sind des Sommers Melodien . . .
Entblättert liegt die Königin, die Rose,
Nur matt und schüchtern grüßt die Herbstzeitlose;
Die letzten Schwalben nach dem Süden ziehen.

Und graue, nebelchwäre Wolken fliehen;
Es treibt der Sturm in wirbelndem Getöse
Das gelbe Laub einher, das welcke, lose,
Und Regenschauer jäh herniedersprühen.

Doch golden flimmert's durch den Nebelschleier —
Noch einmal will Natur mit ihren Gaben
Die Herzen ihrer Kinder hold erfreuen.

Und fröhlich läd't sie uns zur Abschiedsfeier
An edlem Traubenblute uns zu laben.
Des Scheidens Weh zerrinnt in goldnem Wein!

J. M. Burda.

Unsere Bilder

Deutsche Pioniere bei der Instandsetzung der von den Russen gesprengten Weichselbrücken in Warschau. Sofort nach der Einnahme von Warschau errichteten die deutschen Pioniere eine große Pontonbrücke über die Weichsel, und gleichzeitig wurde die Wiederherstellung der gesprengten Brücken unter Beiziehung von Warschauer Arbeitern in Angriff genommen, eine Arbeit, die schon erhebliche Fortschritte gemacht hat.

Nach der Einnahme von Nowo. Einige russische Geschütze, deren zahlreiche am Militärbahnhof der Festung zum Abtransport bereit standen. Sie konnten jedoch infolge des überraschenden Eindringens der deutschen Truppen in das Innere der Festung nicht mehr weggeschafft werden. Insgesamt fielen in Nowo 700 Geschütze in deutsche Hände, außerdem eine unübersehbare Beute in den Forts und Magazinen, deren Räumung nicht mehr möglich war.

Wirtlicher Geheimer Rat Professor Dr. Paul Ehrlich, der weltberühmte Entdecker des Salvarsans, Direktor des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M., starb im Bad Homburg v. d. G. an Herzschwäche im Alter von 61 Jahren. Zusammen mit Behring hat er die Serumforschung begründet. 1896-99 war er der Leiter des neuen Instituts für Serumforschung, dann übernahm er die Direktion des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M. Dort hat er das Atorhl und unter Mitwirkung des Japaners Hata das Diorydiamidoarisenbenzol entdeckt, das als neues Schlafmittel gegen Syphilis und Schlaflosigkeit unter dem Namen „Ehrlich 606“ oder „Salvarian“ eingeführt wurde.

Vom Kriegsschauplatz in Tirol: Eine Straßensperre am Tonalepaß, der nördlich von der Adamellogruppe an der Grenze liegt und den Zugang zum Sulzberg bildet. Der Tonalepaß ist der Schauplatz erbitterter Kämpfe, da die Italiener von hier aus — allerdings vergeblich — in den Rücken der österreichischen Stellungen in Südtirol durchzubrechen suchen.

Allerlei

Zur Vorsicht. „Warum geht denn Ihr Mädchen immer mit dem Hute auf dem Kopfe durch das Haus?“ — „O, das ist ein neues Mädchen. Sie ist erst heute morgen gekommen und hat sich noch nicht entschlossen, ob sie bleiben will.“

Ein großfürstliches Vielliebchen. Als sich Großfürst Michael einmal in Paris aufhielt, hatte er bei irgendeinem Feste Rosa Bonheur, die berühmte Tiermalerin, zur Tischnachbarin. Sie unterhielten sich sehr gut miteinander, und beim Dessert, als der Großfürst eine Doppelmandel auf seinem Teller fand, aßen sie ein „Vielliebchen“ zusammen. Er vergaß es aber gänzlich und veräußerte infolgedessen, bei ihrem nächsten Zusammentreffen die Künstlerin mit Vielliebchen zu begrüßen. Rosa Bonheur ihrerseits hatte es nicht vergessen und redete ihn lachend mit Vielliebchen an. Der geschlagene Russe erkundigte sich sogleich galant, was sie sich als Vielliebchen wünsche. — „O, irgendein nettes, kleines Tier, das sich malen läßt“, erwiderte die Künstlerin leichtthin. Er lächelte, verneigte sich tief — und schien auch diesmal die Sache vergessen zu haben. Wenigstens hörte sie nichts mehr davon, das „nette, kleine Tier“ traf eben auch nicht ein. Da vergaß die Malerin auch ihrerseits die ganze Angelegenheit. Erst ein halbes Jahr später wurde sie wieder daran erinnert. Da wurde nämlich das Vielliebchengeschehen bei ihr abgeliefert — in Gestalt dreier tiefiger Eisbären! Großfürst Michael hatte sie erst für sie einsaugen lassen, „weil sie sich doch so gut malen ließen.“

Nichtige Arbeitseinteilung. In diesen zwei Worten liegt unendlich viel — oft hängt der Friede des Hauses davon ab! Wird die Arbeit richtig eingeteilt, so schafft man in der gleichen Zeit das Doppelte als sonst. Eine angefangene Arbeit soll man niemals unvollendet fortlegen, sondern sie hintereinander erledigen. Viele fangen, wenn sie die alte Arbeit liegen gelassen haben, eine neue an, und so kann es vorkommen, daß man später mit Unlust die erste Arbeit erledigt oder sie flüchtig ausführt, weil man jedes Interesse an ihr verloren hat. Zuerst ein begonnenes Werk vollenden, dann mit frischen Kräften ans neue Werk! Das ist auch die beste Arbeitseinteilung für die Hausfrau. Es muß die Arbeit im Haushalt nur richtig eingeteilt werden, dann wird man auch zur bestimmten Stunde fertig sein, kann sich erholen und seine Freizeit dem Manne widmen. Die Erholungstunden werden um so angenehmer sein, in dem Bewußtsein, treulich seine Pflicht erfüllt zu haben. Wird jede Arbeit nach der Zeit beendet, arbeitet man sozusagen nach der Uhr, dann wird die Hausfrau

saunen, wie schnell sich eins ins andere fügt und wie leicht es ist, der Erholung zu leben. Manche Frauen arbeiten aber von früh bis abends und werden nicht mit ihrer Arbeit fertig. Woran liegt das? an der unrichtigen Arbeitseinteilung. Dadurch wird manche Viertel verschwendet, die sonst der Erholung gewidmet sein könnte.

Gemeinnütziges

Pilze lassen sich auf folgende Art sehr wohlnehmend zubereiten. Man reinigt sie, wäscht und schneidet sie ziemlich fein, bringt sie in

Sieb und gießt kochendes Wasser darüber. Nun schmeckt die Pilze in Butter mit Kümmerl, feingewiegter Nel und Pfeffer. — Wenn Anrichten wird die Sauce Sahne verdickt.

Bergischmeinnicht für nächstjährigen Frühjahrsbeginn im Halbschatten auszusäen, mit sie sich schnell und entwickeln. Andernfalls werden die jungen Pflanzen leicht und verkümmern. Der Boden muß etwa 1/4 Zentimeter Erde bedeckt werden.

Solange die Tauben in Mauser sind, ist den Tauben besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Im Schlag beobachtet man eine zu kalte, noch feuchte oder übertrieben herrschen, und obwohl auch Luft zu vermeiden ist, muß der Eintritt frischer Luft leicht gemacht werden.

Als Badentrampf bezeichnet man eine schmerzhaftes Zusammenziehen der Bademuskeln. Die Anfälle sind meist von kurzer Dauer. Sie sind in der Regel durch Überanstrengung der Bademuskeln zurückzuführen und treten

gemäß mit Vorliebe nach langen Fußtouren auf. Zu bekämpfen sind Erscheinungen am schnellsten durch heiße Umschläge. Auch Senfteige aufgelegt oder Einreibungen mit Sennspirtus vorgenommen werden. Vielfach soll auch eine Streckung des Beines guten Erfolg haben.

Stiefmütterchen sollte man selber ernten, um Gewähr für gute Farben zu haben. Der Samen ist reif, wenn die Samenkapseln aufrecht stehen. Der Samen aus gebogenen Kapseln ist unreif und verdirbt auf dem Lager. Man pflüde daher nur die schönsten und größten Kapseln.

Braun gestrichene Fußböden sehen wie neu aus, wenn sie nach Abwaschen und dem Trocknen mit Buttermilch abgerieben werden.

Scharade.

Das Erste eilet hin durchs Land,
Liegt auch an eines Sees Strand.
Das andre trägt oft deinen Fuß.
Du findest es an Bach und Fluß.
Das Ganze führte stolzen Troß
Dereinst in's feste Ritterloß.

Julius Feld

Kreuzrätsel.

A	A	A
A	B	B
E	E	E
G	G	H
N	N	N
R	R	U
U	V	V

Nach Erben der Buchstaben bezeichnen die drei sich entprechenden waagrecht und senkrecht Reihen je: 1) Einen deutschen Dichter. 2) Einen männlichen Vornamen. 3) Eine spanische Provinz. 3. Fall d.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Palindroms in voriger Nummer:

Neuer-Kögen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Bilderrätsel.

